Blitzele.

Eine lustige Hundgeschichte von Rud. Greinz.

Beim Herrn Postmeister herrschte große Trauer? Es war aber auch keine geringe Sache. Die dicke Frau Postmeisterin heulte und jammerte den ganzen Tag, und die alte, treue Kellnerin Kathl ging auch mit verschwollenen Augen herum.

Das Schicksal des Blitzele hatte sich entschieden. Er sollte aus diesem irdischen Dasein hinausbefördert werden. Nicht wegen Alter und Gebrechen, sondern unterschiedlicher himmelschreiender Unthaten halber, die das ganze Dorf und die nächste Umgebung seit Monaten in Aufruhr gebracht hatten.

Es war die höchste Zeit, daß endlich energischer Abhilfe geschaffen wurde; denn der Blitzele erfreute sich im bescheideneren Rahmen seiner Wirksamkit ungefähr eines ähnlichen Rufes we der bayerische Hiasl und andere Räuber und Missethäter.

Dabei war der Blitzele nur ein Hund. Aber was für einer! Das infamste Rabenvieh, das man weit und breit finden konnte. Ein schneidiger Rattler, der seinen Muth an den Kragen der Hühner und Enten und an den Wadeln der Menschen austobte.

Wieviel die Frau Postmeister für zerrupftes Geflügel zahlte, das war schon eine ganz anständige Summe. Aber das ließ sich schließlich noch alles mit Geld abmachen. Bedenklicher war es mit den Wadeln. Unter dieser Liebhaberei des Blitzele begann sogar bereits der Betrieb des Postwirthshauses zu leiden, das sonst am besuchtesten war. Aber Blitzele hatte nicht einmal mehr auf die Wadeln der Stammgäste Rücksicht genommen, wenn er einmal ihler Laune war.

Nun hatte jedoch seine Stunde geschlagen. Denn das neueste Verbrechen war fürchterlich. Das Mistvieh hatte sich an den geheiligten Wadeln des Herrn Oberpoitraths vergriffen, der sich auf einer Inspektionsreise befand und dabei das kleine Postamt des Dorfes revidierte.

Das Unglück wollte es, daß Blitzele just unter dem Schreibtisch des Postamtes lag, als sich der hohe Vorgesetzte an dem Tische niederließ. Bei dieser Gelegenheit bekam Blitzele einen zwar unbeabsichtigten, aber deswegen nicht weniger derben Tritt und rächte sich sofort auf seine Weise. Hunde sind es eben meistens noch nicht gewohnt, auf Tritte von oben mit Bücklingen zu erwidern.

Ob dieser Verletzung jeglichen Respekts, die einer Amtsehrenbeleidigung schon so ähnlich sah wie ein Haar dem andern, lebhafte Entrüstung des Herrn Oberpostrathes. Hunde gehörten überhaupt nicht ins Amtszimmer, und derart bissige Köter schon gar nicht. Es wäre eigentlich eine Disziplinaruntersuchung am Platze. Aber in Anbetracht der bisherigen tadellosen Führung des Herrn Postmeisters wolle man diesmal noch davon absehen. Es sei jedoch dringende Abhilfe geboten. Denn solche gefährlichen Zustände in einem öffentlichen Amt könnten unmöglich länger geduldet werden.

Die Langmuth des Postmeisters war erschöpft. Die letzte Unthat Blitzeles bedeutete dessen Todesurtheil. Er sollte nun von Amts wegen aus der Welt befördert werden.

Da halfen alle Bitten und Thränen der Postmeisterin nichts. Auch sämmtliche Versuche, den Blitzele zu verschenken und damit sein Leben zu retten, schlugen fehl. Der Leumund des Inkulpaten war ein derart schlechter, daß jedermann ein solches Geschenk mit allen Zeichen des größten Entsetzens ablehnte.

So wurde denn Blitzele dem Briefträger Seppl zur Exekution anvertraut.

Der Seppl hatte einmal ein kleines Bauerngütel besessen und es fleißig, treu und redlich versoffen. Er wäre der Gemeinde zur Last gefallen, wenn man für ihn nicht zuletzt noch das Amt des Gemeindebriefträgers gefunden hätte, das er seit Jahren zur ziemlichen Zufriedenheit ausfüllte. Es ist ja auch nicht so heikel am Lande, ob ein Brief heute oder morgen ankommt. Wenn ihn der Adressat nur überhaupt erhält.

Der Briefträger Seppl, der nun die Sechziger schon überschritten hatte, liebte zwei Dinge auf der Welt. Das war der Schnaps. „Liaber a bisel weniger z' essen und dafür a warm's Tröpfele!" Das war seine Lebensweisheit. Die andere Leidenschaft des Seppl war die „Brettbohrerei".

Wenn es im Dorf oder im nächsten Umkreis ein Scheibenschießen gab, da konnte es der Briefträger Seppl sofort über sich bringen, daß er nüchtern blieb. Er war trotz seines vorgerückten Alters immer noch einer der besten Scheibenschützen in der Gegend und trug auch manchen schönen Preis an Geld und Werthsachen heim. Das Geld versoff er, und die Werthsachen ebenfalls, nachdem er sie vorher gegen eine anständige Bezahlung losgeschlagen hatte. So fand sich denn im Besitze des Seppl kein einziger silberner Schützenbecher, Ehrenkranz, silberbeschlagene Pfeife oder ähnliche Herrlichkeiten, wie sie als Beste auf Schießständen prangen.

An dem Abend eines glücklichen Schützentages lieferte der Seppl dann gewöhnlich den größten Saurausch. Da wollte er sich für die erzwungene Nüchternheit entschädigen. Meistens fiel ja ein solches Schützenfest auf einen Sonntag oder einen Feiertag. Da gab es keine Briefe auszutragen. Und am darauffolgenden Tage machte der Seppl einfach blau.

Der Briefträger Seppl sollte also den Blitzele durch eine wohlgezielte Kugel möglichst rasch und unauffällig spedieren. Weit droben im Gemeindewald, wo es niemand sah und hörte, dort sollte der Blitzele nach der Exekution auch gleich verscharrt werden.

Zu dem Seppl besaß der Blitzele ein unerschütterliches Vertrauen. Er war einer der wenigen Menschen, mit dem er ging, den er sogar oft und regelmäßig auf seinen Botengängen begleitete. Diese Vertrautheit wurde zur Grundlage des düsteren Planes.

Zwei Tage, nachdem Blitzele sich an den Wadeln des Herrn Oberpostrathes versündigt hatte, wanderten in aller Herrgottsfrühe der Briefträger Seppl, mit dem scharf geladenen Stutzen über der Schulter, und der nichts ahnende Blitzele selbander dem Hochwald zu. Die Freundschaft zwischen dem Briefträger und Blitzele hatte durch ein tüchtiges Stück Speck, das der Seppl mitbrachte, noch eine erhebliche Verstärkung erfahren....

Nach vollbrachter That kehrte der Briefträger Seppl im Laufe des Vormittags wieder ganz still ins Dorf zurück, fand sich auf dem Postamte ein, nahm dort die angekommene Post in Empfang und waltete pflichttreu seines Amtes. Der Postmeister hatte ihn mit einer stummen Gebärde gefragt, ob alles in Ordnung sei. Der Seppl hatte stumm dazu genickt. Der Blitzele hatte also sein Ende gefunden. Der Postmeister drückte dem Seppl einen blanken Gulden in die Hand. Damit war für ihn die Sache abgethan.

Die Postmeisterin ging dem Seppl in den nächsten paar Tagen scheu aus dem Wege, wie man einen Verbrecher meidet. Endlich wagte sie es aber doch, sich über die letzte Lebensstunde des Blitzele zu erkundigen. Der Seppl wich ihren Fragen diskret aus und meinte nur, es sei gleich vorüber gewesen. Bei ihm als renommierten Schützen wäre das auch nicht anders möglich, warf er sich stolz in die Brust.

Dann wollte die Frau Postmeisterin wissen, wo der Blitzele denn eigentlich seine Ruhestätte gefunden habe, wo ihn der Seppl nach vollbrachter That verscharrt habe. Da war aus dem Seppl aber gar nichts Bestimmtes herauszubringen. Das Platzl habe er nun wahrhaftig vergessen. Das sei auch gleichgültig. Er habe das Hundl schon gut verwahrt. Da solle die Frau Postmeister nur ganz außer Sorge sein. War also nichts herauszukriegen aus dem Seppl über das Grab des Blitzele.

Am nächsten Sonntagnachmittag saß der Briefträger Seppl in der Wirthsstube bei der Post zusammen mit seinem engsten Freunde und Spezi, dem Vöst Neulichedel. Die zwei waren schon seit Jahren unzertrennlich. Der Neulichedel hatte eine kleine Schnapsbrennerei im Dorfe. Da der Seppl nichts lieber trank als Schnaps, eine geradezu leidenschaftliche Zuneigung zu dem Neulichedel gefaßt, der aus Kranewittbeeren, Enzianwurzeln oder Vogelbeeren so manche Zaubertränke zu brauen wußte.

Der Neulichedel war ein fetter Kerl mit einem klobigen, aufgedunsenen Gesicht, rothen Haaren und röthlichen Bartstoppeln im Gesicht, den sein Gewerbe recht gut zu ernähren schien. Zu seinem Aussehen paßte auch die schmalzige, grölende Stimme. Der Briefträger Seppl war gerade auch nicht mager, aber viel knochiger als der Neulichedel und viel verhoffener im Gesicht. Sein verwilderter, grammelierter Schnauzbart hing ihm in zwei lanen Strähnen herunter, die etwas Schmutziges an sich hatten, als ob sie immer durstig wären und nie genug mit den tröstlichen Naß in Berührung kommen könnten.

Also der Neulichedel und der Briefträger Seppl saßen gemüthlich in der großen Bauernstube auf der Post und „kartelten": Das that der Seppl außer Trinken und Schießen auch noch ganz gern. Denn dabei schaute gar oft ein extra Viertel Wein oder ein Schnaps für ihn heraus.

Besonders mit dem Neulichedel Vöst kartelte er gern. Den bemogelte er, so oft es ging, und nur höchst selten kam ihm der Vöst auf den Betrug. Denn der Briefträger Seppl war gerade noch einmal so schlau als der dicke und bequeme Vöst. Bis der sich eine Karte überlegt hatte, haute ihn der Seppl zweimal übers Ohr.

Wenn es aber vorkam daß der Neulichedel Vöst seinen Freund bei so einer Hinterlist ertappte, dann wurde der Vöst fuchsteufelswild. So ein Wuthausbruch des Vöst war dann jedesmal recht lustig. Die anwesenden Bauern und Burschen begleiteten jedes seiner Worte mit jubelndem Gegröl, hetzten und reizten den Vöst noch mehr, so daß sein kugelrunder Schädel vor lauter Zorn und Aufregung wie eine blaurothe große Kugel aussah.

Sonst mochten sie den Vöst aber alle recht gut leiden im Dorf. Nur die Hunde, die konnten ihn nicht ausstehen. Die kläfften ihn wüthend an und liefen ihm knurrend und bellend ein Stück des Weges nach. Aber gebissen hatte ihn noch keiner. Nicht einmal der Blitzele hatte sich zu Lebzeiten an ihn herangewagt, obwohl er in ihm offenbar seinen Todfeind sah.

Wenn der Blitzele den Neulichedel Vöst nur von der Ferne roch, kläffte er wie toll im Haus herum und wollte es absolut nicht dulden, daß der Vöst in die Stube ging. Gewaltsam mußte die Kellnerin den Blitzele aus der Stube entfernen. Aber Ruhe gab der deswegen noch keine, solange er den feisten Schnapsbrenner im Hause witterte.

Der Neulichedel Vöst bekümmerte sich gar nicht um das Hundevieh. Nicht um den Blitzele und nicht um die übrigen Köter des Dorfes. Mit stoischer Ruhe schritt er, begleitet von dem aufgeregten Hundevolk, durch die Gassen. That, als bemerke er überhaupt nichts von dem Hundelärm, und watschelte, soviel es ihm bei seiner aufgedunsenen Gestalt möglich war, gravitätisch einher.

Er that aber nur so. Denn in Wirklichkeit bekümmerte sich der Vöst sehr viel um das Hundevolk. Der dicke Vöst aß nämlich nichts lieber in seinem Leben als einen Hundebraten. Dieser sonderbare Geschmack war eine ausgesprochene Leidenschaft des Schnapsbrenners. Jedes Hunderl, das er am Wege sah, taxierte er heimlich daraufhin, wieviel Fett und wieviel Fleisch es wohl abgeben würde. Aber er kam höchst selten zu dem ersehnten Genuß. Aufs Hundestehlen hatte er sich noch nicht verlegt. Dazu war er zu stolz. Und freiwillig schenkte ihm niemand im Ort einen Hund. So mußte er's dem Zufall überlassen, bis er wieder zu seinem Leckerbissen kam.

Der Briefträger Seppl hatte dem Vöst heimlich den toten Blitzele verschachert. Ein Liter Enzian und eine Halbe Kranewitter waren der Preis.

Daß der Seppl mit dem Neulichedel Vöst so eng befreundet war, auf den Umstand hatten sie bei der Post im Drange der Tagebenheiten ganz vergessen. Als der Vöst aber heute wie gewöhnlich an Sonntagen zur Stubenthür hereinwatschelte, fiel er der Kellnerin plötzlich mit jähem Schrecken ein.

„Der wird do epper nit . . ." dachte sie und schüttelte sich vor innerem Grausen.

Mürrisch und voll Mißtrauen betrachtete sie, während die beiden Freunde eifrig kartelten, den Neulichedel Vöst. Sie sah, daß der umfangreiche Brustkasten des Vöst heute noch umfangreicher war. Daß die beiden inneren Seitentaschen seiner lichtgrünen Lodenjoppe angebauscht waren. Also, schloß sie folgerichtig, hielt der Vöst darinnen etwas verborgen. „Was hast nachher in der Taschen, Vöst?" fragte sie mißtrauisch.

„Ha?" grölte der Vöst.

Die Kathl war resolut. Mit raschem Griff hatte sie eine Literflasche herausgezogen.

„A Schnaps! Zu was epper?" fragte sie neugierig.

„Der g'hört mir!" sagte der Briefträger Seppl.

„Die?" Eine ganze Welt von Mißtrauen lag in diesem einen Wort. „Ah so, dir! B'suff, alter!" machte sie verächtlich. „Und was hach nachher in deren Taschen?" fragte sie mit einem kräftigen Schlag auf die andere Seitentasche des Vöst.

„A an Schnaps!" grölte der Vöst mit feinem Speckstimme.

„A für'n Seppl? Ha?"

„Joa!" grölte der Vöst.

Die Kathl beschloß der Sache auf den Grund zu kommen. „Wia theuer?"

„Ha?" grölte der Vöst.

„Wieviel hast zahlt für'n Liter, Briefträger?"

„I? I hab' nit zahlt!" erwiderte der Briefträger Seppl leicht verlegen.

„Ah nit?" fragte die Kathl anzüglich.

„Dös ist an G'schenk!" grölte der Vöst umständlich.

Die Kellnerin sah ein, daß sie auf diese Weise nichts aus den beiden Halunken herauskriegen würde. Also versuchte sie's auf eine andere, klügere Weise. Sie fragte gar nichts mehr, sondern stellte sich bald hinter dem Vöst, bald hinter dem Seppl auf und schaute ihnen in die Karten.

Anfangs war den beiden die Beobachterin lästig. Dann aber, als die Kellnerin sie mit keinem Wort mehr störte, bemerkten sie ihre Gegenwart vor lauter Spieleifer überhaupt nicht mehr.

Die Kathl war ganz bei der Sache und sah bald, daß der Seppl seinen Freund wieder einmal gehörig bemogelte.

„Oha, Briefträger!" mischte sie sich plötzlich und völlig unvermittelt ein. „Dös ist g'fahlt!"

„Halt's Maul!" fuhr sie der Seppl erschrocken an. „Dös ist . . ."

Aber der Vöst war schon mißtrauisch.

„Du . . . du Lump . . ." grölte er zornig. „Betrügen . . . ha?"

„Ah, woher denn?" tröstete ihn der Seppl. „Laß die Weiberleut'! Tuan grad' Unfrieden stiften."

„Naa. Du hast den Vöst betrogen!" beharrte die Kathl. „I sieh's ja schon die längste Zeit."

„Dös . . . dös ist a Gemeinheit!" polterte der Vöst. „A Gemeinheit . . . fein' besten Freund . . ."

„Sei stad, Vöst"; suchte ihn der Briefträger zu besänftigen. „Sie versteht an Schmarrn!"

„Naa, Sie versteht eppes! Du bist a Lumpenkerl . . . a ausg'schamter! A Betrüger . . . . a Lump!" grölte der Vöst, so laut er konnte.

Sein Geschimpfe lockte den Postmeister und die Postmeisterin und noch andere Gäste in die Stube.

„I . . . i bring' dir koan Schnaps mehr . . . du . . ." drohte der Vöst.

„Na sitz di nieder, Vöst!" machte der Seppl begütigend. „Hast ja an Rausch!"

„I . . . i hab' koan Rausch nit! Dös ist gemein!; Lumpenkerl ausg'schamter! Betrüger!"

„Jatz halt's Maul, sag' i!" wurde nun der Seppl fuchtig.

„Naa . . . i red' . . . i . . .!"

„Naa! 's Maul haltest!"

„I . . . i . . . laß mir nix verbieten! Von so oan schon gar nit, als wia du bist!" grölte der Vöst mit seiner mißtönigen Stimme.

„Du Hundefresser!" beschimpfte ihn der Briefträger ernstlich zornig.

„Was . . . was hast g'sagt . . . du?" Der Vöst nahm eine drohende Haltung ein. Daß man ihn wegen seiner Leidenschaft beschimpfte, das vertrug er schon gar nicht. „Dös muaßt du büaßen! Schwar büaßen! Du! Hundsfresser! I! Wegen so an zachen G'rippele! Fürhalten thätest du mir dös! Du! Völlig alle Zähnd' hab' i mir ausbeißen müaßen dabei! Und g'schenkt hast mir nix, du! Soviel Schnaps für so a Rabenvieh!" schimpfte der Vöst, ganz blauroth vor Wuth und Aufregung.

„Heilige Muatter Anna!" schrie jetzt die Postmeisterin auf, die während der ganzen Zeit sich vor lauter Lachen die Seiten gehalten hatte. „Du wirst do epper nit . . . ."

„Ja, bestätigte die Kathl und sah ingrimmig auf die beiden Halunken. „Den Blitzele hat er g'fressen! I hab' mir's glei denkt, wia in'n bei der Thür einer kommen hab' sehen. Gestunken hat er no noch Hundsfett!" machte sie verächtlich.

„Naa! Dös hab' i ausg'lassen!" widersprach der Vöst.

„Den Blitzele . . . ausg'lassen?" schrie nun der Postmeister wüthend.

„Naa! nur die Fetten!" versicherte der Vöst.

„Also hat er do oane g'habt!" sagte jetzt der Briefträger Seppl wieder ganz ruhig und im Tone eines Untersuchungsrichters.

„Mei' arm's Viechele! Mei' arm's Blitzele!" heulte die Postmeisterin ganz laut. „G'fressen haben's di! Und hast so schöne Augen g'habt!"

„Di sollt' man auslassen! Fleischtiegel dampeter!" wandte sich der Postmeister mit verhaltenem Ingrimm an den Vöst.

„Mei', Frau, thuan's do nit a so!" sagte jetzt der Briefträger tröstend zur Postmeisterin. Weinende Weiber mochte der Seppl gar nicht leiden. Sie gingen ihm auf die Nerven. „Hin ist hin! Ob ja g'fressen oder begraben, ist alles oans."

Der Vöst war durch das Weinen der Postmeisterin und den Zorn des Postmeisters in seiner Wuth ernüchtert worden und sah nun mit einem dummen Gesicht ziemlich rathlos von einem zum andern.

„Joa!" nickte er nun beistimmend. Sell ist wahr. G'scheuter, i hab' a guat's Brati g'habt als die Würmer. G'fressen wär' er do worden!"

„Jatz schaust aber, daß d' hoam kimmst!" brüllte der Postmeister zornig. „Und laß di amal a halb's Jahr nimmer anschau'n bei uns!"

Der Vöst sah gekränkt von einem zum andern. I kimm nimmer!" meinte er. „Statt daß ös mir dankbar wärt's . . .

„Dös an no!" höhnte die Kathl.

Nun kam der Briefträger seinem alten Freund und Spezi wieder zu Hilfe. „Mei'! A Rabenvieh ist's do g'wesen, dös Hundi. Wenn oans schon amal an Oberpostrath anpackt, nachher ist es an koa Schad' drum, wenn er gebraten oder g'sotten wird."

Die beiden Spezeln verließen dann gemeinsam die Bauernstube bei der Post. Jetzt waren sie wieder ein Herz und eine Seele, und aller Zorn war verraucht.

Eine zeitlang stritten sie noch darüber, ob der Blitzele überhaupt den Schnaps werth gewesen sei oder nicht. Der Briefträger vertrat den Standpunkt, daß der Vöst auf unerhört billige Art zu seinem Braten gelangt sei.

Innerlich aber war der Seppl heilsfroh, daß er bei der ganzen Geschichte so gut davongekommen war. Denn daß er für seinen schändlichen Verrath an dem Blitzele eigentlich eine gehörige Tracht Prügel verdient hatte, das fühlte der Briefträger Seppl selber sehr deutlich.

Die Postmeisterin hat ihn allerdings monatelang nicht mehr angeschaut, geschweige denn ihm ein gutes Wort gegeben. Schließlich wuchs aber doch Gras über die Geschichte, und es kam auch wieder ein neues Hundsvieh auf die Post, das sich besser aufführte als weiland Blitzele und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute.

Trotzdem der neue Posthund ein riesig guter Kerl war, konnte auch er einen Menschen im Dorf nicht schmecken. Das war der Vöst Neulichedel. Dafür waren aber sehr gewichtige Gründe vorhanden.

Der Braubottich.

Von Selma Lagerlöf.

Vor langer, langer Zeit, als die Wölfe noch mächtig und gefürchtet waren, überfielen sie einmal einen Bauern aus Aefdal, der mit einer Ladung Böttchergefäßen umherfuhr. Sie jagten eines Abends hinter ihm her, als er eben über den Soljansee nach Rättvik fuhr. Es waren ungefähr dreißig Stück, und der Bauer hatte kein gutes Pferd, so daß er nicht viel Hoffnung hatte, ihnen entwischen zu können.

Die Wölfe überfielen den Mann nicht sogleich, nachdem er aufs Eis hinausgefahren war, sondern erst, als er sich mitten auf dem See befand. Da stürzten sie von einer kleinen Landzunge aus auf ihn zu, gerade als ob sie dort auf der Lauer gelegen und auf ihn gewartet hätten. Das Eis war nicht glatt und glänzend, sondern mit einer dünnen Lage von hartgefrorenem Schnee bedeckt. Menschen und Thiere konnten mit Leichtigkeit darauf gehen; und die Wölfe kamen mit solcher Geschwindigkeit auf den Bauern zu, daß er nicht mehr Zeit hatte, das Pferd zu wenden; schon war der erste Wolf neben ihm und schnappte nach dem Aermel seines Pelzrockes.

In wilder Hast beugte er sich vor und hieb mit dem Peitschenstock auf das Pferd ein, so daß es mit aller Macht davonjagte und die Wölfe weit hinter sich ließ. Darauf nahm der Bauer sein Felleisen heraus, worin er seinen Mundvorrath hatte, und warf ihn aufs Eis.

Während die Wölfe den Sack durchwühlten und die leere Butterdose und die abgenagte Hammelkeule herauszerrten, konnte der Bauer ein wenig aufatmen. Er hatte eine recht große Ladung Daubengefäße auf seinem Wagen, und das Natürlichste wäre gewesen, daß er jetzt eiligst die Stricke, mit denen die Kübel, Bottiche und Wannen festgeschnürt waren, durchschnitten und die Gefäße aufs Eis geworfen hätte. Wenn er dann davongejagt wäre, als sei der Leibhaftige hinter ihm her, so hätte er doch noch eine Möglichkeit gehabt, sein Leben zu retten. Aber der Mann war vor Schrecken ganz verwirrt. Ein so einfacher Ausweg wie dieser fiel ihm gar nicht ein, er blieb im Gegentheil ruhig vorne auf seiner Ladung sitzen. Man darf aber nicht meinen, daß er überhaupt keinen Gedanken gehabt hätte, im Gegentheil, es drängten sich so viele Gedanken in seinem Gehirn, daß er keinen festhalten konnte. Später erinnerte er sich, daß er sich klarzumachen versucht hatte, vom Wagen zu springen, das Ufer zu gewinnen und auf einen Baum zu klettern, und daß er sich gesagt hatte, er wolle lieber in die schwarze Wake hineinfahren, die er ganz in der Nähe des Fahrwegs bemerkte, als sich und sein Pferd von den Wölfen verschlingen zu lassen.

Während er so wie gelähmt dasaß, sah er, daß sich zwischen den Tannenbüschen, die auf dem Eis aufgepflanzt waren, um den Weg zu bezeichnen, etwas bewegte. Und als er sah, was es war, wichs der Schrecken, der ihn schon vorher erfaßt hatte, ins Ungeheure.

Aber nicht die Wölfe waren es, die ihm da entgegen kamen, sondern eine alte, arme Frau. Sie hieß die Finnen-Malin und war eine rechte Landstreicherin. Sie hinkte ein wenig und hatte auch einen kleinen Höcker; er konnte sie schon aus der Ferne erkennen.

Die Frau ging gerade auf die Wölfe zu. Offenbar verdeckte sie der Schlitten vor ihr, und der Bauer wußte sogleich, wenn er an ihr vorüberfuhr, ohne sie zu warnen, dann fiel sie den wilden Thieren unabwendbar zur Beute, und während diese die Alte zerrissen, konnte er entkommen.

Ja, wenn er sie nur ruhig ihren Weg fortsetzen ließ, dann war er sicher gerettet. Davon konnte nicht die Rede sein, daß die Finnen-Malin den Ingrimmen entrinnen könnte. Langsam, auf einen Stock gestützt, kam sie daher, sie war alt und schwach und hatte nichts, womit sie sich hätte vertheidigen können.

Es war also ausgemacht, wenn er ihr nicht half, dann kam er davon, er und das Pferd.

Aber wenn er ihr half und sie auf den Schlitten nahm, war er durchaus nicht sicher, daß er eingeholt wurde, und dann fielen den Raubthieren vielleicht drei Leben zur Beute. Er hatte Frau und Kind daheim, die niemand anders zur Stütze hatten als ihn.

Die Finnen-Malin dagegen war eine einsame Person. Sie war nur ein altes böses Bettelweib. Auf der ganzen Welt würde niemand um sie trauern.

Er konnte wahrlich schnell denken, wenn er wollte. All dies stand fast in demselben Augenblick, wo er die Finnen-Malin erblickte, klar vor ihm, und damit war es noch nicht genug, er mußte zugleich daran denken, wie es ihm wohl nachher selbst gehen würde: ob er Gewissensbisse bekäme, weil er dem Weib nicht geholfen hatte, ob die Leute erführen, daß er ihr begegnet war und sie im Stiche ließ. In seiner Brust entspann sich ein großer Streit, und er sagte sich schließlich: Es wäre mir lieber, ich wäre ihr gar nicht begegnet.

In diesem Augenblick stießen die Wölfe ein lautes Geheul aus. Das Pferd schreckte zusammen, fuhr wild davon und jagte an dem Bettelweib vorüber. Sie hatte das Wolfsgeheul auch gehört, und als der Bauer an ihr vorüberfauste, las er in ihrem Gesicht, daß sie wußte, was ihr bevorstand. Sie stand da, den Mund zu einem Schrei geöffnet und die Arme um Hilfe ausgestreckt, aber sie hatte weder geschrieen noch einen Versuch gemacht, sich auf den Schlitten zu werfen. Sie war wie versteinert von irgend einer Erscheinung.

„Ich habe wohl wie ein böser Geist ausgesehen, als ich an ihr vorüberfuhr", dachte der Bauer. „Es ist gut, daß es jetzt gethan ist," dachte er, während das Pferd weiterjagte, und er versuchte, sich jetzt, wo er seines Lebens sicher sein konnte, zufrieden zu fühlen. Aber in demselben Augenblicke begann es in seiner Brust zu arbeiten und zu brennen. Er hatte noch nie etwas Böses gethan, und nun hatte er in einem einzigen Augenblicke sein Leben verdorben. Um sich zu beruhigen, fing er an, mit dem Pferd zu sprechen.

„Du, Rappe, es gab ja keinen anderen Ausweg", sagte er. „Wir wollen uns das Spiel nicht verderben, indem wir die Reue aufkommen lassen." Aber plötzlich hielt er das Pferd mit einem gewaltigen Ruck an. „Ja, was ich gesagt habe, ist ganz richtig," sagte er in einem ganz anderen Ton, „wir wollen uns das Spiel nicht verderben. Was würde das für ein Leben geben, wenn wir uns künftig jeden Tag schämen müßten!"

Nur mit großer Mühe gelang es ihm, das Pferd zu wenden; aber schließlich brachte er es doch zustande, und er hatte die Finnen-Malin bald wieder erreicht.

„Steige schnell auf meinen Schlitten!" befahl er ihr, und er sagte es so hart, als sei er wüthend. Und das war er auch. Auf sich selbst war er böse, weil er das Weib nicht ihrem Schicksal überlassen konnte. Als sie wieder auf der Flucht waren, dachte er: „Der liebe Gott müßte es jetzt von Rechts wegen so einrichten, daß mich die Wölfe in Ruhe ließen. Jetzt klammerte sich das Weib an seinen Arm an und wimmerte. „Nun, laß meinen Arm los!" rief er und machte sich heftig frei. „Du thätest besser, daheim zu bleiben, du alte Hexe, anstatt dich immer herumzutreiben. Nun werden wir beide deinetwegen umkommen, der Rappe und ich."

Das Weib erwiderte kein Wort, aber der Bauer war jetzt in einer so verzweifelten Stimmung, daß es ihm geradezu Vergnügen machte, sie zu quälen. „Der Rappe ist heute schon sechs Stunden gelaufen, und alt ist er auch, da wirst du begreifen, daß er bald müde sein wird. Und die Last ist nicht leichter geworden, seit du dazu gekommen bist."

Der Schlittenkufen knirschte auf dem Eis, aber trotzdem vermeinte er zu hören, wie die Tatzen der Wölfe hinter ihm aufschlagen, und er fühlte, daß die Raubthiere ihn eingeholt hatten.

„Jetzt ist es aus mit uns", sagte er. „Daß ich dich zu retten versucht habe, ist weder dir noch mir gut bekommen, Finnen-Malin."

Erst jetzt sprach das Weib ein paar Worte. Vorher hatte sie nur geschwiegen, wie jemand, der an Scheltworte gewöhnt ist.

„Ich kann nicht verstehen, warum du deine Gefäße nicht ablädest und die Last erleichterst," sagte sie. „Du kannst ja morgen früh wiederkommen und sie zusammenlesen."

Was es nun auch sein mochte, ob es daher kam, daß das Weib so klug sprach und die Hoffnung hatte, daß er morgen wieder hierherkommen könnte, oder ob es von etwas anderem herkam, aber gerade da gewann der Bauer etwas von seiner Ruhe wieder. Es war ihm, als stünden die Gedanken einen Augenblick still, anstatt so ängstlich umherzuflattern, wie sie es bisher gethan hatten. Er strich sich über die Stirn, als sei er aus einem wirbelnden Tanz herausgetreten, und wandte sich seiner Ladung zu. Nein, natürlich schadete es den Kübeln und Bottichen und Eimern nichts, wenn sie über Nacht auf dem Eise lagen.

„Wirf sie doch ab, du", sagte das Weib. „Du kannst dir denken, daß sie dir niemand stiehlt. Du wirst sie alle wiederbekommen."

Der Bauer entgegnete nichts, unbeweglich und unverwandt betrachtete er seine Bottiche. Mitten drin stand ein großer, schwerer Braubottich. Auf ihn waren seine Augen gerichtet, als könne er sich nicht entschließen, diesen abzuladen. Aber in Wirklichkeit waren seine Gedanken von etwas anderem in Anspruch genommen. „Pferd und Mann, denen nichts fehlt, sollten doch eigentlich nicht geopfert werden", dachte er. „Es muß einen Weg zur Rettung geben. Sicher gibt es einen. Der Fehler ist nur, daß ich nicht herausfinden kann, was ich thun muß."

„Probir' es nun damit, die Bottiche abzuladen", drang die Frau in ihn. „Wenn das nicht hilft, dann werde ich mich selbstverständlich den Freßsäcken überliefern, damit du entkommst."

Während sie dies sagte, hörte sie ihn ein Gelächter anschlagen. Er lachte über sich selbst, weil er so dumm gewesen war. Jetzt war ihm das Richtige eingefallen. Er wußte, was er thun mußte, um alle drei zu retten. Es war ganz leicht und einfach. Er mußte laut lachen, daß er nicht früher daran gedacht hatte.

„Du kannst wohl fahren, Malin?" fragte er.

„O ja, das kann ich schon", antwortete das Weib.

„Paß nun wohl auf, Malin. Was du da gesagt hast, daß du dich selbst den Wölfen vorwerfen wolltest, war wirklich nobel von dir. Und gewiß deshalb hat mir Gott jetzt einen so guten Gedanken eingegeben, daß uns allen dreien geholfen wird. Du mußt jetzt nur thun, was ich sage. Du nimmst die Zügel, und was ich auch danach thue, du bleibst ganz ruhig sitzen und fährst geraden Wegs nach Rättvik auf den Posthof. Dort weist du die Leute auf und sagst ihnen, daß ich hier mit dreißig Wölfen allein auf dem Eise sei, und bittest sie, mir zu helfen."

Während er dies sagte, war er auch schon eifrig beschäftigt, die Bottiche abzuladen. Die Wölfe sprangen um den beackten Schlitten her, und er schleuderte den vordersten Bottiche und Kübel an die Köpfe, daß sie zu Boden fielen, und der Rappe wieder einen Vorsprung gewann. Nur mit großer Mühe konnte der Bauer den großen Braubottich aufs Eis hinunterschaffen, aber schließlich gelang es ihm doch, und in demselben Augenblick sprang er selbst vom Schlitten.

„Thu nun, wie ich dir gesagt habe!" rief er der Alten zu.

„Jawohl", antwortete sie, und fuhr weiter, ohne sich umzusehen.

„Diese Finnen-Malin ist besser, als ich geglaubt hatte", dachte er. Doch schon hatte er alle Wölfe um sich her. Das wollte er gerade. Er lief eine kleine Strecke quer übers Eis hin, damit der Schlitten entkommen konnte. Dann eilte er mit einer jähen Wendung zu dem Bottich zurück, kippte ihn um und kroch darunter.

Es war ein großer, schwerer Bottich, dazu gemacht, einen ganzen Weihnachtsvorrath an Bier fassen zu können. Die Wölfe sprangen darauf zu, hüpften auf den Boden hinauf, bissen in die Reifen und versuchten, den Bottich umzustürzen. Aber er war zu stark und zu schwer, sie konnten nichts ausrichten.

Sie heulten vor Wuth, daß der Bauer ihnen so nahe war, und sie ihn doch nicht erreichen konnten, und sie versuchten, ihre Tatzen unter dem Bottich hineinzuzwängen, um ihn umzustürzen, aber da zog der Bauer sein Messer heraus und hieb nach ihnen.

„Tatzt ihr mir! Tatzt ihr mir", rief er.

Er wußte, er war sicher, die Wölfe konnten ihm nichts anhaben, und er lachte unter seinem Bottich.

Aber plötzlich überfiel ihn ein merkwürdiges innerliches Beben. Es verbreitete sich über seinen ganzen Körper; Hände und Kopf zitterten, und Thränen traten ihm in die Augen. Aber dies kam nur daher, daß er sowohl der Lebensgefahr, als auch der anderen Gefahr, unrecht zu thun, entgangen war. Nur Freude war es, die ihn packte und schüttelte. Der Gedanke, daß er sich unter den Braubottich retten konnte, kam ihm sehr merkwürdig vor. Es hatte so nahe gelegen, und doch war es ihm so schwer gefallen, ihn zu finden, aber dann war er gerade noch im rechten Augenblick gekommen. Es war nur ein kleiner, kleiner Gedanke, aber er hatte die Kraft gehabt, ihn zu retten. Wenn er ihm nicht gekommen wäre, wären sie jetzt alle drei, er und der Rappe und das Finnenweib, von den Wölfen zerrissen.

Er war ganz außer sich vor Rührung; er legte seine Lippen an den Bottich und küßte ihn. „Sobald ich wieder in irgend einer Gefahr bin, werde ich an diesen Braubottich denken", sagte er. „Gott macht es doch nie so schlimm für uns, daß es nicht noch einen Ausweg gäbe. Man muß nur Grütze genug im Kopfe haben, ihn zu finden. Ich werde jetzt immer überlegen, ob nicht die Rettung hinter mir auf dem Schlitten sitzt, wenn ich sie auch nicht sehe."